

Pausensnack für die kommende Woche von Pfarrer Thomas Körner

Der Theologe Paul Tillich meint: „Wir Menschen bewegen uns auf einer Grenze, auf der Grenze zwischen Glauben und Nichtglauben.“ Genau das sei unser menschlicher Ort. Was hat es damit auf sich?

Liebe Leserin und lieber Leser,
wenn ich glauben könnte, würde ich vor Ihren Augen durch die Kirche fliegen und Purzelbäume schlagen.

Wenn ich glauben würde, stände ich nächste Woche nicht auf dem Friedhof, um jemandem das letzte Geleit zu geben, sondern würde ihn zum Leben erwecken.

Wenn ich glauben würde, könnte ich jemanden, der zu mir zum seelsorgerlichen Gespräch kommt, mit einem Wort von seiner inneren Last befreien, so dass er lebensmutig und lebensfreudig durch die Tür wieder hinausgeht.

Wenn ich glauben würde...

Ja, **dieser** Glaube ist wirklich Jesus Christus vorbehalten. Er, den wir als Gottes Sohn oder als Heiland oder als Meister bekennen, konnte so glauben und war durch und durch von Gottes Energie erfüllt und durchflutet.

So konnte er Menschen von ihren körperlichen und seelischen Gebrechen heilen.

Wir sind eher wie die Jünger Jesu.

In einem Bibelabschnitt im Markusevangelium wird berichtet, wie die Jünger versucht haben, einen kranken Knaben von seinen epileptischen Anfällen zu heilen. Sie haben es nicht geschafft.

Jesus ist ihnen mit dem Ausspruch „O, du ungläubiges Geschlecht“ begegnet. Das müssen wir gar nicht als Vorwurf hören. Das können wir als nüchterne Feststellung nehmen.

Ja, ich bin nicht Jesus. Seine wahre Gotteskraft bleibt mir in seiner ganzen Fülle verschlossen. Gott in Vollmacht in mir wirken zu lassen, kann und muss ich vergessen.

So sind wir eben nicht. Weil wir von der Sünde gezeichnet sind, oder anders ausgedrückt, weil wir Gutes und Schlechtes bewirken oder weil uns immer wieder die guten Kräfte verlassen.

Was uns angemessen ist, was unsere Würde bewahrt, was unsere menschlichen Möglichkeiten ausschöpfen lässt, ist die Haltung des Vaters in unserer Geschichte.

Er, der wirklich betroffen ist, lehrt uns den wichtigsten Satz dieser Geschichte: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben.“

Das ruft er zuerst natürlich für sich; in der Konzeption der Geschichte ruft er dies auch stellvertretend für die Jünger und dann auch für uns.

Es ist eine Art Hilferuf.

„Ich glaube, hilf meinem Unglauben.“

Damit sind beide Pole unserer inneren Haltung als Christen benannt:

Ich glaube, und doch überkommt mich immer wieder der Unglaube.

Ich glaube, und doch kommen die Zweifel immer wieder.

Kaum glaube ich zu glauben, da lacht es höhnisch in mir: Gib es auf, alles Blödsinn!

Kaum will ich mich zurücklehnen in die Leere ohne Gott, da treibt mir die Sehnsucht die Tränen in die Augen, und ich taste innerlich nach dieser Hand, die es so doch gar nicht geben kann.

Ich lebe in einem unmöglichen Zustand. Bin hin- und hergerissen und weiß oft nicht, woran ich bin.

Und dennoch:

Der Satz des Vaters birgt eine nüchterne, heilsame Selbsterkenntnis.

Der Theologe Paul Tillich meinte, unser Ort sei die „Grenze“. Die Grenze, auf der wir hin und her schwanken. Die Grenze zwischen Glauben und Unglauben.

Wir schwanken zwischen Vertrauen und Verlassenheitsgefühl.

Das ist ein zutiefst irdischer Ort, diese Grenze.

Auf der Grenze ist es nicht leicht zu stehen.

Nicht leicht auszuharren.

Und dann auch noch ein Leben lang.

Aber das ist er, unser Ort, unser menschlicher Platz.

Das Gute an diesem manchmal schwer zu ertragenden Ort: Er zeigt uns alle Tage, wie menschlich, wie hilfsbedürftig wir sind.

Wir sind keine Helden, superstark, ob Männer oder Frauen oder Konfirmanden.

Wir haben auch eine hilfsbedürftige Seite, die sich in dem „Hilf meinem Unglauben“ ausdrückt.

Superstarke Helden der Kirche werden vermessen; und das führt oft genug zum Scheitern oder in den Wahnsinn, zumindest in den frommen Selbstbetrug.

Das Gute an diesem Ort ist: Ein Glaube ist ja da. Ein Glaube, der um Hilfe bitten kann. So dass man nicht in Resignation und Mutlosigkeit versinken muss. Dass man Gott um seinen Beistand bitten kann. Selbst wenn der Unglaube einmal ganz groß werden sollte, kann man immer noch einen Seufzer tun, den Gott hören wird.

Die Grenze – unser Ort. Zwischen Glaube und Nicht-glauben-können, zwischen ein wenig Glaube und Zweifel.

Eigentlich adelt uns Menschen dies, dass wir auf der Grenze sind.

So beweglich, wie wir da sein können. Beweglichkeit im Körper, im Geist, in der Seele – eigentlich tut das gut.

Wenn wir mal das Gegenteil bedenken: Ein zu fester Glaube kann auch zu Starrheit und Unbeweglichkeit führen, wenn ich so drauf aus bin, den eigenen Zweifel zu unterdrücken.

Und vielleicht betrifft dies auch den Unglauben:

Wenn ich zu fest meine, dass ich nichts glaube, dann kann das im Leben auch zu Starrheit führen.

Da mag ich dann schon lieber die „Grenze“, den Ort an dem ich beweglich bleibe!

An dieser Stelle ist es angebracht, noch einmal von der Lust am Glauben zu sprechen, von dem Vorteil, den es haben kann, glauben zu können.

Unser Glaube soll in uns festigen, dass das Leben einen Sinn hat, dass wir getragen sind von einer göttlichen Macht und dadurch widerstandsfähig, um Krisen zu meistern.

Dabei innerlich beweglich zu bleiben, fördert die Lebensfreude und ganz allgemein die Lust am Leben.

Unsere Konfirmandinnen und Konfirmanden sind auf dem Weg, dies zu entdecken. Sie sind noch getragen von der Liebe und dem Zutrauen der Eltern.

Je älter sie werden, desto mehr muss sich dieses Zutrauen ins Leben in ihnen selbst verankern. Desto mehr brauchen sie auch ein Bewusstsein, dass Gott der Garant dieses Zutrauens ist, so dass sie sich diesen Garanten immer wieder gedanklich herbeiholen können.

Wir Christen in der Mitte des Lebens, noch in der Mitte des Lebens, müssen uns diesen Garanten auch immer wieder herbeiholen. Bei allen Krisen, bei allen Widerständen im Leben brauchen wir dieses Zutrauen.

Wenn unsere leiblichen Eltern gestorben sind, dann scheint mir das elterliche Zutrauen ins Leben ein wenig zu verblassen.

Umso wichtiger ist es, umso hilfreicher ist es, dass wir in uns dieses Lebenszutrauen erneuern und uns damit kräftigen.

Und die Älteren unter uns,
bei denen die Kräfte weniger werden,
die vielerlei Prozesse des Älterwerdens durchlaufen,
auch sie brauchen die Erneuerung des Lebenszutrauens.
So dass sie unterscheiden können, was sie annehmen müssen, an
Gebrechlichkeit zum Beispiel, und woran sie sich körperlich und geistig noch
erfreuen können.

Und wenn es dann so weit ist, dass wir sterben müssen oder auch sterben
wollen,
dann hoffe ich auch, dass das Zutrauen ins Leben bzw. das Zutrauen in Gott
und seinen Beistand helfen wird, Abschied zu nehmen und gehen zu können.

Amen.

(Markus 9, 14-29)